

DER MENSCH VOR GOTT

VON DEN CHANCEN UND ZUMUTUNGEN, ALS CHRIST ZU LEBEN

„25 JAHRE MEDITATION UND GEISTLICHES LEBEN“ IM KLOSTER GERMERODE – CORINNA DAHLGRÜN, JENA

Da fährt einer auf einer langweiligen Bundesstraße gar nicht weit von hier. Er ist in Geschäften unterwegs, allein. Von einem Moment auf den anderen merkt er, spürt, weiß jenseits allen Zweifels: Er ist *nicht* allein. Gott ist da. So real wie der eigene Arm, wie das Lenkrad seines Autos. Die Erkenntnis wirft ihn fast um. Er muß an den Straßenrand fahren, anhalten. Gott ist da, bei ihm. Und er – er ist ein Mensch vor Gott.

Dario Pizzano, der von diesem Erlebnis berichtet, steht nicht allein mit einer solchen Erfahrung. Nicht immer läuft es so dramatisch ab wie bei ihm, aber bei dem Mathematiker und Philosophen Blaise Pascal. Oder bei dem Christenverfolger Paulus, den es buchstäblich zu Boden reißt. Manche merken es auf eine weniger beunruhigende, auf eine sanftere, tröstlichere Art. Aber immer wieder erfahren es Menschen und berichten davon: Gott ist da. Wir sind nicht allein. Wir sind Menschen vor Gott.

Nicht alle sind damit einverstanden. Aber Davonlaufen hilft nicht. Adam, wo bist du?, ruft Gott sein erstes Geschöpf aus dessen Versteck heraus. Der Prophet Jona landet auf seiner Flucht vor dem Gottesbefehl erst in Seenot, dann im Walfischbauch und schließlich an eben der Küste, bei eben der Aufgabe, zu der Gott ihn ursprünglich geschickt hatte. Und der Psalmbeter beschreibt die Vergeblichkeit des Entkommens ganz umfassend: „Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsternis möge mich decken und Nacht statt Licht um mich sein –, so wäre auch Finsternis nicht finster bei dir, und die Nacht leuchtete wie der Tag.“ (Ps 139,7-12) Davonlaufen hilft nicht. Gott ist immer schon da. Wir sind nicht allein. Wir sind Menschen vor Gott.

Wenn wir diesen Erfahrungsberichten glauben, wenn wir den vielen Zeugen aus unterschiedlichen Kulturen und unterschiedlichen Zeiten ihre Zeugnisse abnehmen, was heißt das dann für uns? Was heißt es für unser Leben, daß wir an jedem Ort von Gott umfassen sind? Daß wir nie allein sind? Menschen vor Gott?

Zunächst einmal heißt es, daß wir uns an jemanden wenden können, daß wir zu diesem Gegenüber kommen können, mit allem. Wir können zu Gott kommen und ihm unsere Wünsche sagen – ohne natürlich sicher zu sein, daß wir sie erfüllt bekommen. Dafür aber in der Hoffnung, daß wir aus allem, was uns begegnet, etwas lernen können, auch aus den unerfüllten Wünschen, den gescheiterten Hoffnungen. Wir können zu Gott kommen und ihm unsere Fragen stellen – auch wenn die Antworten oft ausbleiben scheinen, wenn sie unverständlich und nicht angenehm sind, auch wenn uns für eine kürzere oder längere Zeit nur Schweigen begegnet, sogar, wenn wir in ein großes, umfassendes Schweigen hineinrufen, hineinklagen, hineinbeten. Mit unserem Rufen, Klagen und Beten wird in diesem Schweigen etwas geschehen, es verhallt nicht ungehört. Wir können zu Gott kommen und unsere Erfahrungen vor ihn tragen, die guten mit Dankbarkeit, die nicht so guten traurig klagend, in unzufriedener Beschwerde, sogar in zorniger Anklage. Als Menschen vor Gott sind wir nicht allein, in keinem Glück, in keiner Langeweile, in keinem Streß, in keiner Not. Wir sind nicht allein, zu keiner Zeit, auch wenn wir es nicht spüren, uns dessen nicht bewußt sind. Noch mehr: Der Blick, der auf uns ruht, die Macht, die uns umfängt, ist liebevoll, unbedingt liebevoll. In Christus ist das sichtbar geworden: So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß

er seinen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben, gerettet werden. Selig werden, wie Martin Luther übersetzt hat. Die Macht, die uns umfängt, ist liebevoll – auch wenn diese Liebe so groß ist, daß sie immer wieder unser Maß sprengt und so kaum noch als Liebe erkennbar ist, auch wenn diese Liebe uns in ihrer Gestalt oft fremd ist. Wir dürfen uns geliebt wissen – das ist eine große Chance für ein erfülltes Leben. Wir müssen uns nicht abstrampeln oder verbiegen oder versuchen, es allen recht zu machen: Wir sind geliebt. Wir mögen verletzt werden, enttäuscht, wir mögen Fehler machen, immer mal wieder vor einem Scherbenhaufen stehen, wir mögen unregelmäßig beten und nur selten in die Kirche gehen: Wir sind geliebt. Diese Gewißheit, die Christen zu allen Zeiten getragen hat, kann zuversichtlich machen, frei. Doch das ist nur die eine Seite. Denn alle Gaben auf dieser Erde sind vielschichtig, nichts ist nur eindeutig erfreulich. Und so sehen wir uns in dieser Liebe, die uns geschenkt ist, auch dem gegenüber, was das Christentum zu einer so anspruchsvollen, zu manchmal sogar einer anstrengenden Religion macht: der anderen Seite von Freiheit und Zuversicht, der Zumutung der Freiheit und der Zumutung der Hoffnung. Der christliche Glaube ist voller Zumutungen.

Diese Zumutungen sind aber auch das eigentlich Spannende am christlichen Glauben. In ihnen steckt die ungeheure Chance, wirklich reife, mündige Menschen zu sein vor Gott, Menschen mit aufrechtem Gang, nicht Marionetten. Fünf dieser Zumutungen werde ich jetzt etwas genauer für Sie beschreiben: die Unübersichtlichkeit und die Freiheit ausführlich, weil darin Grundsätzliches deutlich wird, dann kürzer die Verantwortung, die Angewiesenheit und die Hoffnung (ja, auch die kann eine Zumutung sein).

1. Die Zumutung der Unübersichtlichkeit

Die meisten Menschen wünschen sich klare Verhältnisse, eindeutige, verlässliche Ansagen. Sie wollen wissen, „was Sache ist“, was richtig ist, nützlich, gut. Darum gehen sie mit ihren Fragen zu Spezialisten, zu Leuten, die es wissen sollten. Sie wenden sich zum Beispiel bei Problemen im Zusammenhang des gesellschaftlichen und privaten Miteinanders an Fachleute für das geltende Recht um Auskunft und müssen feststellen, daß die Rechtssätze, etwa unser bürgerliches Gesetzbuch, so eindeutig oft nicht sind. Darum haben die Gerichte so viel zu tun. In Fragen des gesunden Lebens oder bei dessen Störungen wenden sie sich an Mediziner und lernen: vier Ärzte, fünf Meinungen. So geht es auch mit den Naturwissenschaften, mit der Geschichte, mit der Soziologie. Auskünfte über den Lebenssinn und über Ethik suchen Menschen heute oft bei den Philosophen und stellen schnell fest, daß die sich vielleicht in ihren Fragen einig sind, aber gewiß nicht in den Antworten. Sie gehen weiter zu Vertretern der Religionen, denn jedenfalls die, die an einen Gott glauben, sollten doch wissen, was dieser Gott von den Menschen will. Und da gibt es einzelne religiöse Führer, die so etwas tatsächlich versprechen. Doch diese Versprechen sind trügerisch, und der Preis für die scheinbare Eindeutigkeit und Sicherheit ist sehr hoch. Die trügerischen Versprechen machen aus Menschen, die in der Freiheit des Geistes glauben, blinde, willenlose Nachfolger. Ein solches Vorgehen verleiht vielen Sekten ihre Macht, bis die Entmündigten ihre Gefangenschaft spüren und sich wieder in die Welt hinausbegeben. Diese Welt aber ist und bleibt unübersichtlich. Weil das so ist, bleiben auch die Weisungen der Religionen unübersichtlich, uneindeutig, das zeigen viele Beispiele:

Die Sprüche des Orakels von Delphi zum Beispiel waren zu ihrer Zeit berüchtigt für ihre Mehrdeutigkeit, und die Priester, die sich um eine Auslegung bemühten, irrten nicht selten. Das konnte ruinöse Folgen haben, wie etwa die Geschichte des Königs Ödipus zeigt. Auch der Koran enthält durchaus widersprüchliche Sätze, selbst wenn manche fundamentalisti-

schen Ausleger behaupten, daß es nur eine einzige richtige Interpretation gäbe. Doch es gibt neben den Sätzen, die zum Kampf für den rechten Glauben aufrufen, durchaus auch solche, die Toleranz im Miteinander der Religionen fordern – gläubige Muslime haben abzuwägen. Im Judentum ist die Vieldeutigkeit ebenfalls offensichtlich, denken Sie nur an den Streit, den zur Zeit Jesu die Pharisäer mit den Sadduzäern geführt haben, um die Frage, ob es eine Auferstehung gebe. Beide Gruppen suchten die Wahrheit, beide behaupteten, sie hätten sie gefunden, aber sie kamen zu höchst unterschiedlichen Antworten und wurden sich am Ende auch nicht einig – die Menschen mußten wählen zwischen den verschiedenen Gruppen und ihren Überzeugungen. In der weiteren Geschichte des Judentums wurde das sogar zum Unterrichtsprinzip: Zum Sabbatgebot meint Rabbi Hillel das eine, heißt es da, Rabbi Akiba aber sagt das andere. Und aufgelöst wird es nicht, die Menschen müssen sehen, wie sie sich zurechtfinden. Die Bibel insgesamt enthält Widersprüche, nicht nur das Alte Testament in sich oder im Gegenüber zum Neuen. Auch das Neue Testament bietet Unterstützung für ganz gegensätzliche Positionen. Das macht uns Christen das Leben nicht immer leicht. Die Kirche im Mittelalter wollte den Menschen das ersparen, und hat ihnen darum die selbständige Lektüre der Bibel vorenthalten. Doch seit wir die Bibel in Händen haben, können wir es selbst nachlesen: Gerechtigkeit vor Gott kommt aus dem Glauben, sagt Paulus. Gerechtigkeit kommt aus den Werken, sagt Jakobus. Christus predigt Versöhnung und Feindesliebe und ruft dazu auf, Frieden zu stiften und sagt zugleich, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, und wir sollten Vater, Mutter, Bruder und Schwester hassen und ihm nachfolgen. Angefangen bei den zwei Varianten der Erschaffung der Welt in den ersten Büchern bis zu den verschiedenen Bildern vom Jüngsten Gericht am Ende: Die Bibel enthält Widersprüche, die wir auch durch das gründlichste theologische Nachdenken nicht endgültig auflösen können. Sie erklärt uns unsere Welt nicht vollständig. Sie löst nicht alle Rätsel. Und denen, die sich an die Bibel halten wollen, die ihr Leben nach der biblischen Tradition einrichten wollen, wird an vielen Stellen zugemutet, sich nach bestem Wissen und Gewissen einen eigenen Weg in der Unübersichtlichkeit zu suchen, selbst da, wo die biblischen Sätze eindeutig daher kommen.

Ein Beispiel: Daß sexueller Mißbrauch nicht Gottes Willen entspricht, daß er – in welcher Form immer – gegen Gottes Gebot ist, ist klar, denn er verletzt das Gebot der Nächstenliebe gründlich, er beschädigt Menschen zutiefst, und nicht nur die Opfer. Aber was ist mit manchen Gestalten der Liebe, wirklicher verantwortlicher, treuer Liebe zwischen reifen Menschen, die in den biblischen Schriften auch verboten zu sein scheinen? Ich kenne Liebesbeziehungen zwischen Frauen und Liebesbeziehungen zwischen Männern, die alle Kennzeichen einer guten Ehe aufweisen: Verbindlichkeit, Fürsorge, Achtsamkeit, Treue, miteinander lachen und weinen, Verständnis füreinander, Vergebungsbereitschaft. Will Gott diese Liebe nicht? Liebe und Freude aneinander, Sexualität und Genuß unserer Leiblichkeit, das Nicht-allein-Sein des Menschen sind Gottes Gaben. Was genau verbietet die Bibel? Wieviele von diesen Verboten sind kulturell bedingt, aufgerichtet zum Schutz der Gemeinschaft ihrer Zeit und dann – von Menschen – mit der Autorität des göttlichen Gebots versehen? Was ist wirklich Gottes Wille? Ich glaube, wenn eine menschliche Beziehung dem Liebesgebot entspricht, das Jesus selbst als das höchste Gebot bezeichnet hat, wenn also Menschen Gott lieben und ihren Nächsten wie sich selbst, dann handeln sie in Übereinstimmung mit Gottes Willen.

Und ein anderes Beispiel: Jesus hat Kranke geheilt, nicht alle zwar, aber doch einige, als Zeichen für die Nähe Gottes, für die Nähe seines Reiches. Er hat auch seinen Jüngern die Macht verliehen, Kranke zu heilen. Uns allen ist aufgetragen, die Kranken jedenfalls nicht allein zu lassen, für sie zu beten, sie zu salben, sie zu heilen, wo wir können. Wir tun das heute zumeist nicht durch die Macht des Heiligen Geistes, wir tun es heute eher durch die

Möglichkeiten der Medizin. Hat diese Medizin, hat die medizinische Forschung mit ihren Tierversuchen und ihrer Stammzellenforschung, hat die Pharmaindustrie also Gott auf ihrer Seite? Wo verlaufen die Grenzen? Ich glaube, wir werden sehr genau hinsehen und im Einzelfall sehr grundsätzlich abwägen und auch streiten müssen, wenn wir auf diesem Feld die Ehrfurcht vor dem Schöpfer und seinem Geschöpf nicht verletzen wollen.

Die Welt ist unübersichtlich. Die Bibel ändert daran nur bedingt etwas, denn sie gibt uns zwar Richtlinien in Form der Gebote, doch wie wir diese Gebote dann auslegen sollen, wie wir sie im konkreten Fall anzuwenden haben, sagt sie meist nicht. Und auch die Fachleute, die Ausleger, die Theologen sind sich darüber nur selten einig. Die verschiedenen Kirchen, Katholiken, Orthodoxe, Evangelische, Pfingstkirchen, lehren Unterschiedliches, ob es um die Stellung des Bischofs von Rom geht, um das rechte Verständnis der Armut, um das Abendmahl. Und sogar innerhalb der Kirchen finden sich sehr verschiedene Weisen, dieselben Weisungen zu verstehen – Jesuiten und Kartäuser sind sich nicht so furchtbar ähnlich, württembergische Pietisten und volkskirchlich-distanzierte Evangelische in einer norddeutschen Großstadt auch nicht.

Gibt es also keine Abhilfe gegen diese Unübersichtlichkeit? Wohl nicht. Wir können nur unsere Sehnsucht nach Klarheit, unseren Wunsch nach Eindeutigkeit bewahren, immer wieder genau hinsehen und hinhören, auch auf die Argumente der anderen, und unser Tun und unsere Entscheidungen am Liebesgebot messen. Und wenn wir irren, vielleicht sogar mit problematischen Folgen für uns und andere (was uns gewiß passiert, immer wieder), wenn wir irren, dürfen wir auf die Vergebung hoffen. Außerdem können wir aber auch noch versuchen, der Unübersichtlichkeit etwas Positives abzugewinnen, wir können sie als Gabe, als Geschenk verstehen: Diese Fülle von Möglichkeiten ist zwar anstrengend, doch zugleich stellt sie einen ungeheuren Reichtum dar. Sie gibt uns Wahlmöglichkeiten, sie gibt uns Freiheit. Damit bin ich bei der nächsten Zumutung.

2. Die Zumutung der Freiheit

Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, sagt Paulus im zweiten Brief an die Gemeinde in Korinth. Jesus Christus hat diese Freiheit gelebt, wenn er seinen Jüngern erlaubte, gegen das Gebot der Sabbatheiligung zu handeln, und sich auf einem Kornfeld etwas zu essen zu holen, am Sabbat. Er hat diese Freiheit gelebt, wenn er im Zweifelsfall die Liebe höher stellte als den Gehorsam gegen die Gebote, wenn er also am Sabbat einen Menschen heilte, dessen Hand verkrüppelt war. Auf diese zwei Geschichten gehe ich gleich noch genauer ein. Sie stehen bei Markus unmittelbar hintereinander, und die Pointe steht dazwischen, wenn Jesus diese Freiheit gegen seine Kritiker, gegen die gesetzestreuen Pharisäer verteidigt: Der Sabbat ist für den Menschen da, sagt er, nicht der Mensch für den Sabbat, und der Menschensohn ist Herr über den Sabbat. Christen sind nach Gottes Willen freie Menschen, frei in Gottes Geist.

Ich möchte das etwas genauer ausführen, pointiert evangelisch. Manchmal werde ich gefragt, wodurch sich eigentlich die Evangelischen von den Katholischen unterscheiden. Meine Antwort darauf ist: durch die größere Freiheit. Manchen Fragestellern leuchtet das sofort ein – klar, evangelische Christen haben mehr Freiheit als katholische, in der Sexualität zum Beispiel, oder in der Kritik an ihrer Kirche, – andere fragen weiter. Dann gebe ich ihnen drei Beispiele.

Wir Evangelischen haben zunächst einmal keinen Papst, der Dogmen festlegen könnte, die wir glauben und denen wir gehorchen müßten, selbst wenn sich alles in uns dagegen

sträubt. Statt dessen versuchen wir, unsere eigene begründete Position zu finden, in der unser Glaube sich mit unserem Wissen und unserer Vernunft verträgt. Nun ist der Glaube bei jedem ein bißchen anders, jeder hat seine eigenen Ideen, was etwa „Erlösung“ bedeutet, oder „Sünde“. Wir sind nicht alle im selben Gebiet Fachleute, und wir denken nicht in den gleichen Bahnen. Deshalb gibt es bei uns viele teilweise ziemlich verschiedene Überzeugungen, die aber alle gelten dürfen, solange sie sich auf die Bibel beziehen lassen. Und kein Papst kann Glaubensgehorsam von uns fordern.

Dann herrscht über uns Evangelische keine mächtige Kirche, wir haben demokratische Strukturen, unsere „Regierungen“ sind Gemeindekirchenräte, Kirchenkreisvorstände, Synoden, in denen Männer und Frauen vertreten sind, die im ganz normalen Leben stehen, und in denen die hauptberuflichen Theologen, Pastorinnen und Pfarrer, in der Minderheit sein müssen. Die katholischen Geschwister haben die deutsche Bischofskonferenz, eine Ansammlung unverheirateter reiferer Herren, allesamt höchst gebildete Priester, die oft ohne große Berührung mit der alltäglichen Welt übers Priesterseminar ins Pfarrhaus und von dort ins Bischofspalais gekommen sind und die dort ziemlich unangefochten regieren, zuweilen selbst dann noch, wenn ihr Verhalten problematisch ist.

Und schließlich stehen wir Evangelischen – jeder sein eigener Priester, wie die Reformatoren betont haben – Gott ganz unmittelbar gegenüber. Wir sind frei, einander das Evangelium weiterzusagen und unsere belasteten Gewissen vor jedem Mitchristen zu öffnen, zu dem wir Vertrauen haben. In der katholischen Schwesterkirche brauchen die sogenannten Laien den Priester für die Vermittlung der göttlichen Gaben, auch für die Vergebung.

Wir Evangelischen haben also mehr Freiheit, Freiheit zur Vielfalt, Freiheit zu Demokratie in Lebensnähe, Freiheit zu unmittelbarer Gottesbeziehung und Geschwisterlichkeit – wir sind also besser dran als die katholischen Geschwister? Nunja. – Freiheit ist doch nicht nur ein Geschenk, das uns von Zwang entlastet. Freiheit ist auch eine Aufgabe. Sie läßt uns die Wahl, aber sie nötigt uns auch zur Entscheidung. Oft genug ist Freiheit eine Zumutung.

Nehmen Sie die Vielfalt: Immer mal wieder fehlt uns in der evangelischen Kirche eine klare Ansage, die verlässliche Auskunft, woran wir uns denn nun halten sollen. Volkskirche, überholt oder unverzichtbar? Trauung von gleichgeschlechtlichen Paaren, die logische Folge aus dem Segen Gottes für alles, was lebt, oder nicht zu dulden in einer christlichen Kirche? Es fehlt Eindeutigkeit.

Oder nehmen Sie die Demokratie: Manchmal tragen wir ziemlich schwer an dieser Last der endlosen und oft fruchtlosen Debatten, an den unbefriedigenden Kompromissen, den oft ärgerlichen Abstimmungsergebnissen (und wer mal Mitglied in einem Kirchenvorstand, einer Synode oder sonst einem kirchlichen Gremium war, weiß, wovon ich rede).

Oder nehmen Sie unsere Freiheit im Gegenüber zu Gott und dem Nächsten: In der Fülle der Positionen suchen wir den eigenen geistlichen Weg, verantworten unseren Glauben selbst, vor Gott und unserem Gewissen. Wir müssen ansprechbar sein für die Menschen, die uns um Rat oder Auskunft bitten, aber nicht nur das: *Wir* sind zuständig dafür, Sünde zu vergeben oder nicht zu vergeben. Wir können die Verantwortung nicht einfach an einen Priester überweisen, denn wir alle sind ja Priester, durch unsere Taufe, jeder einzelne von uns.

Wir Evangelischen haben zwar mehr Freiheit, doch wir haben es auch mit den Zumutungen der Freiheit zu tun. Wir sollen uns in der Unübersichtlichkeit der Positionen orientieren und uns ein eigenes Urteil bilden; wir sollen uns mit den zuweilen anstrengenden Brüdern und Schwestern zusammenraufen, ohne am Ende sicher zu sein, ob das Ergebnis unseres Raufens das richtige ist; wir sollen die Verantwortung für unsere Beziehung zu Gott selbst tragen und

anderen darin helfen. Also haben wir's doch schwerer als die Katholiken? Nunja. – Freiheit ist eben beides, Gabe und Zumutung, das war immer schon so. Denken Sie an die Geschichten um den Sabbat, die ich erwähnt habe, und auf die ich jetzt zurückkomme. Jesus fordert Freiheit von dem strengen Regelwerk der Gebote. Es ist Sabbat, niemand darf arbeiten, sagt das Gebot, und das Ausraufen von Ähren ist Arbeit. Also sollen die Jünger hungern? Nein. Ähnlich in der zweiten Geschichte: Es ist Sabbat, niemand darf arbeiten, wenn nicht ein Leben auf dem Spiel steht, sagt das Gebot; eine verkrüppelte Hand ist aber nicht lebensbedrohlich. Also soll sich der Kranke bis zum nächsten Tag gedulden? Nein. Jesus fordert Freiheit um des Menschen willen – das ist die Seite der Gabe. Hungrige können essen, ein Kranker muß nicht länger auf seine Heilung warten. Freiheit als Geschenk.

Die Pharisäer, auf der anderen Seite, sind entsetzt über dieses Geschenk der Freiheit. Sie sagen: Es gibt diese Gebote, und es sind gute Gebote, Gebote Gottes, die zum Leben dienen, Gebote, die Gott erlassen hat im Interesse des Menschen. Nicht die Freiheit ist das Geschenk, auf das es ankommt, meinen sie, sondern die Ordnung, damit auch der Sabbat. So wie Gott nach der Vollendung der Schöpfung ruhte, so soll Israel an jedem siebten Tag eine Nacht und einen Tag lang die Sorge und Mühe um das tägliche Brot ruhen lassen. Und dann der Exodus: Israel wurde von Gott befreit aus der Sklavenarbeit in Ägypten, also soll es auch seine Knechte und Mägde frei sein lassen von Arbeit, wenigstens an einem Tag in der Woche. So ist der Sabbat mitten im harten Alltag dieser Welt das Zeichen einer anderen Welt. Er hält die Erinnerung wach an die Welt, wie Gott sie erdacht hat und wie er sie will, und wie er den Menschen in ihr will: als Gottes sehr gutes Geschöpf in einer sehr guten Schöpfung. Und ebenso hält er die Erinnerung und Hoffnung wach, daß die Menschen am Ende zur Freiheit gerufen sind, nicht dazu bestimmt, einander zu bedrücken und zu beherrschen. Und genau darum, so sagen die Pharisäer, brauchen wir das Gesetz mehr als die Freiheit, darum müssen wir dem Gesetz gehorchen.

Jesus setzt dagegen: Der Mensch soll sich nicht an das Gesetz halten, wenn er sich an Gott halten will. Das Gesetz ist gut, aber es ist nicht Gott. Gott ist mehr als der Geber des Gesetzes, und er ist mehr als der Wächter des Gesetzes. Er ist der Vater im Himmel, der seinen Sohn schickt, damit Menschen leben können, frei und heil und gut. Und darum ist Gottes Sohn, darum ist der Menschensohn Jesus Herr über den Sabbat.

Jesus schafft damit den Sabbat nicht ab. Er sagt nicht, daß der Sabbat keine Gültigkeit mehr hätte. Er predigt und er lebt keine grenzenlose Freiheit. Er sagt nur: Gottes Liebe zu den Menschen ist wichtiger als das Gesetz, und so handelt er auch. Hungrige dürfen sich etwas zu essen besorgen. Ein Kranker muß nicht länger auf die Heilung warten. Damit sagt Jesus nicht: Das Gesetz ist ungültig. Er sagt nur: Ihr seid frei vom Gesetz in den Grenzen der Liebe, ihr seid frei, wenn ihr nach dem Maßstab der Liebe handelt. Ihr seid frei, wenn ihr Leben fördert, die Dinge auf dieser Welt besser macht, wenn ihr für euch und für andere gut sorgt. Darin antwortet ihr auf Gottes Liebe, die nur von euch will, daß ihr Gott wieder liebt, und den Nächsten wie euch selbst.

Jesus steht auf dem Standpunkt, den später die Reformatoren stark gemacht haben: Gebote, Gesetze retten uns nicht. Auch Dogmen nicht. Wir können die einen nicht alle hundertprozentig einhalten, die anderen nicht alle hundertprozentig glauben, und schon, wenn nur ein Prozent fehlt, sind wir schuldig, weil wir das Gebot nicht erfüllt, die Glaubenssätze nicht vollständig geglaubt haben. Wer also über die Einhaltung von Gesetzen gerettet werden will, ist verloren. Gebote retten uns nicht. Uns rettet nur die Gnade. Und die Liebe. Wir sind frei vom Gesetz in den Grenzen der Liebe. Das macht auch die Zumutung der Freiheit erträglich, denn damit haben wir einen Maßstab, der uns hilft, uns in der oft unübersichtlichen Freiheit

zurechtzufinden: Das Gebot, Gott zu lieben und den Nächsten wie uns selbst – in dem Wissen, daß Gott uns liebt, jede und jeden einzelnen. Mit diesem Maßstab ist uns nicht nur eine hilfreiche Richtlinie geschenkt, eine Begrenzung, die die Freiheit erträglich macht, ein Kompaß in der Unübersichtlichkeit, uns ist damit auch einige Verantwortung übertragen, und das bringt uns zur dritten Zumutung.

3. Die Zumutung der Verantwortung

Wir stehen als freie Menschen, frei in den Grenzen der Liebe, in der Unübersichtlichkeit des Lebens. Auf viele Fragen haben wir keine endgültigen und vor allem keine sicher zutreffenden Antworten. Oft fehlen uns die Richtlinien, um gut entscheiden, um richtig handeln zu können. Aber wir müssen entscheiden. Wir müssen handeln. Dem ersten Menschenpaar ist, so berichtet die Bibel, die Verantwortung für Gottes Schöpfung übertragen. Da heißt es: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untern und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“ (Gen 1,28) Herrschen meint hier, das merke ich zur Sicherheit an, nicht ausbeuten, sondern an Stelle Gottes und in seinem Sinne regieren. Nutzen, aber ebenso bewahren. Damit ist uns die Verantwortung übertragen, ob wir wollen oder nicht, ob wir uns kompetent fühlen oder nicht. Das ist eine große Zumutung. Denn oft sind wir nicht nur ohne sichere Orientierung, oft sind wir geradezu hilflos gegenüber den Entwicklungen, die wir beobachten. Wir sind ohnmächtig angesichts der Schrecken, der Not, der Gewalt. Es ist eine große Versuchung, sich dann als nicht zuständig zu erklären, um nicht überwältigt zu werden von der Not. Aber wir sind zuständig, als Menschen, denen Gott seine Erde anvertraut hat, als Nächste. Was für Möglichkeiten haben wir? Politische Entscheidungen beeinflussen, mittragen – oder dagegen protestieren. Asylanten freundlich aufnehmen. Menschen ohne Zuhause nicht vergessen. Den Mund aufmachen gegen Ausländerfeindlichkeit, gegen Ungerechtigkeit, gegen Gleichgültigkeit, gegen Gewalt, von Deutschen gegen Ausländer, von Ausländern gegen Deutsche. Selbst nicht gleichgültig werden. Helfen nach unseren begrenzten Möglichkeiten, tätig, zeitlich, finanziell. Das ist nicht wenig.

Doch immer gibt es noch eine weitere Möglichkeit, die zu den genannten hinzutreten kann: das Gebet. In der geistlichen Gemeinschaft, der ich angehöre, haben wir ein Fürbittennetz. Täglich werden von uns allen die Namen anvertrauter Menschen vor Gott ausgesprochen. Dabei versuchen wir zu hören auf das, was für diesen Menschen gebetet werden will, zum Beispiel, ob wir für einen schwer Erkrankten um Genesung bitten sollen, um Beistand und Geduld, um ein seliges Ende. Unsere Fürbittenlisten sind lang. Nicht so lang wie im 19. Jahrhundert die Listen vom Pfarrer Blumhardt, der regelmäßig weit über 100 Menschen vor Gott brachte, aber lang genug. Es ist ein manchmal mühsamer Dienst, der uns aber im Bewußtsein hält, daß wir Verantwortung für andere haben. Zugleich ist es ein Weg (einer von mehreren), diese Verantwortung wahrzunehmen. Und wir haben schon oft die Erfahrung gemacht, daß das Gebet nicht etwa ein hilfloser Versuch ist, uns über unsere Machtlosigkeit zu trösten, sondern daß es wirkt, daß es eine machtvolle Möglichkeit ist, mit der Zumutung der Verantwortung umzugehen.

Die Zumutung der Verantwortung ist aber nicht nur auf andere beschränkt: Auch für uns selbst haben und behalten wir Verantwortung, für unser Tun und Lassen, für unsere Entscheidungen. Niemand nimmt uns das ab, kein Staat, kein Sachzwang, keine Pastorin, kein Bischof. Wir mögen uns verstrickt sehen in die Gegebenheiten, in zeitliche Zwänge, aber wir können und sollen uns dazu verhalten, auch wenn ein nicht konformes Verhalten vielleicht unangenehme Folgen hat. Wir verantworten unser Tun und seine Folgen. Wir mögen

versuchen, Gottes Weisungen zu folgen, durch wen immer sie uns übermittelt sind, aber wir sind auch darin frei. Wir bleiben verantwortlich. Es ist eine Zumutung, doch zum Glück müssen wir damit nicht allein bleiben. Und damit bin ich bei der nächsten Chance, der nächsten (vorletzten) Zumutung.

4. Die Zumutung der Angewiesenheit

Ich bin nicht allein, auch nicht in meinem Gegenüber zu Gott. Es gibt Menschen um mich herum, ich bin in eine Gemeinschaft hinein gewiesen, die ich manchmal sogar nötig habe, ohne die ich oft nicht sein kann. Das kann eine Kränkung sein. Sie können das sehr deutlich bei Kindern sehen, die sich die Welt erobern wollen: Ich schaff' das allein, ich will das selber machen, sagen sie. Und sie sind sehr enttäuscht, zornig, gedemütigt, wenn sie es nicht schaffen, wenn sie doch die Erwachsenen brauchen. Auch viele Erwachsene kennen diesen Ehrgeiz: Danke, ich komme allein zurecht, sagen sie. Nur nicht angewiesen sein auf andere. Nur nicht abhängig werden. Doch spätestens, wenn meine Kraft nicht reicht, wenn ich Trost brauche, oder Rat, oder tätige Hilfe, merke ich, daß ich andere Menschen brauche.

Andere zu brauchen, lehrt Demut. Und Dankbarkeit. Es lehrt zu nehmen (was oft schwerer ist, als zu geben). Es lehrt sogar Gehorsam. Das heißt nicht, die Verantwortung für das eigene Leben dem anderen zuschieben, jedenfalls gilt das für Erwachsene. Es heißt auch nicht, daß wir damit die Freiheit aufgegeben müßten (oder dürften). Gehorsam sein in Freiheit und Liebe ist etwas anderes als sich zu beugen. Wenn ich Gott gehorche, bin ich frei gegenüber Menschen, kein Spielball der Kräfte und Autoritäten. Wenn ich mich in Gottes Liebe geborgen weiß, muß ich nicht versuchen, meine Interessen um jeden Preis durchzusetzen, werde ich nicht von meiner eigenen Laune getrieben, und nicht von den Launen anderer. Aber ich kann auf diese anderen hören, ich kann mich von ihnen begleiten lassen. Ich kann ihren Rat, ihren Trost, ihre Hilfe annehmen, sogar ihre Kritik und ihren Tadel, auch wenn das schwerfällt. Und ich kann auf diesem Wege lernen, daß ich ohne die anderen nicht ganz so lebendig bin, nicht so sehr Mensch, wie Gott es für mich will.

Denn Gottes Bund mit dem Menschen gilt immer der Gemeinschaft, das galt für Israel, das gilt für die Christen. „Wo zwei oder drei zusammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“, sagt Jesus. Das Mahl des Herrn ist für die Gemeinschaft eingesetzt, und zu dieser Gemeinschaft gehört sogar der Verräter. Christus sendet uns in die Gemeinschaft, in das Miteinander, um gemeinsam zu glauben und zu leben.

Wir leben in der Unübersichtlichkeit unserer Welt. Wir sind frei darin, in den Grenzen der Liebe. Wir tragen Verantwortung für unser Leben, unser Tun und Lassen, aber wir sind darin nicht allein gelassen. Wir brauchen andere Menschen, und sie sind uns geschenkt, wenn wir es zulassen, auch wenn wir dadurch unsere eigenen Grenzen manchmal schmerzhaft wahrnehmen. Uns wird die Abhängigkeit von anderen, die Angewiesenheit auf andere zugemutet – und ermöglicht. Dazu kommt nun noch eine fünfte und letzte Zumutung.

5. Die Zumutung der Hoffnung

In diesem Leben zuversichtlich zu bleiben, zu hoffen, im Glauben fröhlich zu sein, das ist manchmal schwierig. Auch das Bleiben in der Hoffnung kann eine Zumutung sein. Aber zugleich liegt darin ein großes Versprechen. Denn auch wenn wir die Hoffnung in der Not, im Schmerz, in der Trauer nicht spüren, wenn wir die Auferstehung manchmal nicht recht glauben mögen, wenn uns die Liebe Gottes an manchen Tagen nicht fühlbar umgibt: Gottes

Verheißung bleibt unwandelbar bestehen. Christus ist auferstanden als der Erste der Entschlafenen – wir werden folgen, so ist es uns versprochen. Gott hat die Menschen aus Liebe erschaffen, er hat sie in Christus aus Liebe erlöst, er hat ihnen aus Liebe seinen Geist geschenkt. Darum ist es Gottes Wille, so formuliert im 14. Jahrhundert die Mystikerin Julian von Norwich, „daß wir uns mit aller Kraft im Trost erhalten, weil die Seligkeit ewig ist und ohne Ende, während die Pein vorübergeht und zunichte werden soll. Deswegen ist es nicht Gottes Wille, daß wir den Gefühlen der Pein in Kummer und Trauer nachgeben, sondern daß wir schnell über sie hinweggehen und uns in der ewigen Freude erhalten, welche der allmächtige Gott ist, unser Liebhaber und Erhalter.“ (51) Christus selbst sagt zu Julian in dieser Vision: „Ich will alles gut machen, ich werde alles gut machen, ich darf alles gut machen, ich kann alles gut machen, und du selbst sollst sehen, daß alles gut sein wird.“ (67) Diese Zuversicht ist uns zugesprochen, sie ist in uns hineingelegt. Wir dürfen sie zulassen, glauben, fühlen.

Nelson Mandela hat es mal so formuliert: „Du wurdest geboren, um die Herrlichkeit Gottes zu verwirklichen, die in uns ist. Sie ist nicht nur in einigen von uns: Sie ist in jedem Menschen.“ Jeder Mensch, Sie und ich, wir alle haben die Herrlichkeit Gottes in uns, seine Freiheit, seine Liebe, sein Licht, und wir alle sind auf dieser Erde, um das zu leben, um frei zu sein, um zu lieben, um ein Licht zu sein, für uns und andere. Das ist Gottes Zumutung an uns. Das ist sein Geschenk. „Du wurdest geboren, um die Herrlichkeit Gottes zu verwirklichen, die in uns ist. Sie ist nicht nur in einigen von uns: Sie ist in jedem Menschen, sie ist in dir.“

Der Mensch vor Gott, der Mensch, der Gottes Herrlichkeit in sich hat und zu dem Gott in Beziehung tritt, darf ja sagen. Er kann auch Gott den Rücken zudrehen. Er kann abgewandt dastehen und tun, als gebe es Gott nicht oder als sei er kein lebendiges Gegenüber. Oder er kann die Beziehung mit Gott leben, in aller Unübersichtlichkeit und aller Freiheit, im Wissen um die eigene Verantwortung und um die Angewiesenheit auf die Gemeinschaft mit anderen, in der Hoffnung, die uns geschenkt ist. Gott sucht unsere Nähe, unsere Antwort auf seine Liebe, doch er zwingt uns zu nichts, er zwingt sich uns nicht auf. Aber er ist da. Wir sind hier im Kloster Gemerode an einem schönen Ort, es ist ein Festtag, die Feier von „25 Jahren Meditation und geistlichem Leben“. Gott ist da. Wir merken es vielleicht nicht, wir spüren es vielleicht nicht, aber wir dürfen darauf vertrauen, wir dürfen gewiß sein: Wir sind Menschen vor Gott, umgeben von Gottes Liebe. Es ist kein Mensch auf dieser Erde, den Gott nicht liebt. Keiner ist allein. Keiner. Und so seid Gott befohlen in eurem Miteinander hier in Gemerode, in euren Begegnungen, in eurer Arbeit, in eurem Schweigen vor Gott, auf allen euren Wegen.